

Untersuchendes Erschließen literarischer Texte – Textinterpretation

Thema:

Paul Fleming: *An einen guten Freund* (1632).

Aufgabenstellung

Interpretieren Sie Paul Flemings Gedicht *An einen guten Freund*.

Gehen Sie dabei besonders auf die Gestaltung der barocken Lebensauffassung ein.

Lösungsvorschlag

Paul Flemings Gedicht „An einen guten Freund“ von 1632 ist ein typisches Kind der Barockzeit. Das lyrische Ich rät einer Person im Stile eines Lehrgedichts, ungeachtet mancher schlechter Zeiten ihr Leben zu genießen und sich stets optimistisch auf den nächsten Tag zu freuen. Somit wird das *carpe diem* (lat. für nutze den Tag) zum wichtigsten Grundsatz des Daseins erhoben.

Die erste Strophe ist eine Aufforderung, den Lauf der Zeit zu vergessen, um sich davon nicht betrüben zu lassen. Dadurch soll die Zeit, ohne dass man sie beachtet, den Kummer, den man hegt, tilgen. Beschwichtigend erklärt das lyrische Ich in der zweiten sowie der dritten Strophe, dass kein Unglück von Dauer sei und dass auf schlechtes Wetter gutes folge. In der vierten Strophe ruft das lyrische Ich zu Genuss und Frohsinn auf, an deren Konsequenzen man nicht denken solle.

Als barockes Gedicht zeichnet Flemings „An einen guten Freund“ seine überaus strenge Regelmäßigkeit aus, welche eine Folge der Renaissance, also der Wiederentdeckung der Antike samt ihrer Kultur und nach Regeln geformter Kunst, war. Die vier Strophen sind allesamt Sestinen (Strophen mit sechs Versen), die aus einem vierversigen Kreuzreimsystem (abab) mit anschließendem Paarreim (cc) bestehen. Diese ersten vier Verse umfassen abwechselnd acht oder sieben Silben. Als Metrum lässt sich in den ersten und dritten Versen ein vierhebiger Trochäus feststellen, in den zweiten und vierten Versen benutzt der Autor einen dreihebigen Trochäus, wobei die letzte Silbe dieser Verse betont wird – da sich dieses Metrum nicht ändert, spricht man von alternierenden Versen. Aufgrund der abwechselnden Silbenzahl alternieren die Kadenz ebenfalls: Auf eine männliche Kadenz der achtsilbigen Verse folgt eine weibliche Kadenz der siebensilbigen. Die beiden letzten Verse umfassen aber beide immer acht Silben. Auch bei ihnen findet ein vierhebiger Trochäus mit daraus folgender männlicher Kadenz Verwendung.

Inhaltlich greift das Gedicht „An einen guten Freund“ all das auf, wofür die Epoche des Barock sowohl literarisch als auch kulturell bekannt ist. „Lass der Zeit nur ihren Willen/ Und vergönn ihr ihren Lauf“ (S.1. V. 1-2) heißt es da – schon allein dieser Satz enthält sogleich den Lehrsatz *memento mori* (lat. für bedenke, dass du sterben musst) und das *carpe diem*, das das lyrische Ich befürwortet. Es erkennt an, dass die Zeit abläuft, doch hält es die Zeit für eigensinnig und zu ignorieren, da sie sowieso das tut, was sie will. Man soll sich nicht an ihr aufhalten, sondern leben, ohne sie dauernd im Blick zu behalten. Der Wille, den Moment zu ergreifen und den Tag zu nutzen, ohne sich von der Zukunft betrüben zu lassen, ist der Sinn des *carpe diem*. Man soll froh leben und alles, was einen traurig machen könnte, ausblenden. Um diese optimistische Haltung zu erreichen, wird die Zeit „sich selbst müssen stillen“ (S. 1 V. 3). Das Leiden wird vor allem dadurch besiegt, dass man sich nicht darauf konzentriert: „Meistes Elend wird verschmerzet/ Wenn man's nicht zu sehr beherzet.“ (S. 1 V. 5-6)

Diese Abkehr von der Zeit und ihren Folgen ist typisch für das höfische Leben des Barock. Schlösser wie Versaille bei Paris sollten Ewigkeit symbolisieren. Die Kunst der Antike galt aufgrund ihrer langen Wirkungsgeschichte ebenfalls als ewig und deshalb als Zeichen, dass die Zeit den Menschen nicht immer bezwingen konnte. Gerne feierte man ausgiebige Feste, um den Lauf der Zeit zu vergessen. Vergänglichkeit galt als ein großes Übel, wurde nicht als Natürlichkeit akzeptiert wie heute. Fleming

greift die Beunruhigung der Gesellschaft auf und lässt das lyrische Ich des Gedichts für Sorglosigkeit und bedenkenloses Leben plädieren (= einsetzen), ohne an die Zeit zu denken.

Bereits die erste Strophe beinhaltet den Leitspruch des für das Barock typischen *carpe diem* und die Absage an das *memento mori*. Die Zeit ist hier ein Gegner des Frohsinns, denn sie weist auf die Vergänglichkeit hin. Aber es ist möglich, die Zeit sich selbst zu überlassen, um glücklich leben zu können. Dies setzt die Meinung voraus, dass Elend nur dann unerträglich ist, wenn man es beachtet und mit fehlender Beachtung heilt. Der Mensch ist also selbst schuld an seinem übermäßigen Leiden; es existiert ja die Möglichkeit, dieses zu besiegen, auch ohne sich wirklich darum zu kümmern. Leichtfertigkeit ist es also, die dem Menschen ein glückliches Leben beschert. Das Grübeln soll vermieden werden.

Und wenn doch einmal schlechtes Wetter ist (eine Metapher für einen glücklosen Tag), „Morgen wird es heiter sein!“ (S. 2 V. 2), so versichert das lyrische Ich. Das Unglück hält nicht ewig, man soll sich von ihm nicht entmutigen lassen. Zwar liegt es nicht immer in der Hand des Menschen, sein Schicksal zu verändern – in der Vorstellung der barocken Denker war der Mensch stets von einer höheren Macht bestimmt, gegen die er nicht ankämpfen konnte –, doch, so versichert der Ratgeber, stimmen „die großen Götter [die antiken röm. und griech. Götter, Anm. d. Verfassers]/ Stets an Lust nicht überein.“ (S. 2 V. 3-4) Wenn ein Gott also launisch ist und ein Elend veranlasst, so gibt es einen anderen Gott, der dieses wieder rückgängig macht. Durch die Übertragung der Verantwortung für Glück und Unglück auf die Götter, ist der Mensch von der Pflicht, seines Glückes eigener Schmied zu sein, entbunden. Er kann gar nichts gegen sein Elend tun, sondern es nur über sich ergehen lassen und es sich nicht zum Herzen nehmen. Dadurch, dass er es nicht beseitigen kann, ist er auch seine Sorge los, so lehrt das lyrische Ich seinen Freund, da sich ja ein Gott schon darum kümmert. Daher kann der Mensch unbeschwert und sorglos seiner Wege gehen.

Wenn man also Leid erlebt, ist es sinnlos, sich darüber zu beklagen, denn es ist nicht von Dauer. Stattdessen soll man sich auf den morgigen Tag freuen. Dieses wird mit verstärkter Antithetik (= Gebrauch von Gegensätzen) in der dritten Strophe verdeutlicht. Falls „die Sonne gehet nieder/ Und den Erdkreis traurig macht“ (S. 3 V. 1-2), kommt sie immer „fröhlich wieder/ Nach der überstandnen Nacht“ (S. 3 V. 3-4) – so natürlich wie der Wechsel von Tag und Nacht (altbekannte Metaphern für Freude bzw. Glück und Elend bzw. Unglück) wechselt auch die Stimmung und die Situation des Einzelnen. Man macht sich das Leben selbst schwer, wenn man dessen schlechte Seiten betont. Diese Erkenntnis steckt auch in den letzten Versen der dritten Strophe, in denen Fleming „Frost und Winde“ (S. 3 V. 5) das „gelinde“ (S. 3 V. 6), also schöne Wetter, entgegensetzt. Der barocke Mensch ist idealerweise kein Pessimist und keiner, der gegen die Dinge, die um ihn geschehen, ankämpft.

Vergleich Fleming das Verhältnis zwischen Glück und Unglück in der zweiten Strophe noch mit der Willkür der Götter, so hebt er dieses in der dritten Strophe in den Rang eines Naturgesetzes. Die Bestimmung des menschlichen Lebens durch Naturgesetze ist im Barock ebenfalls modern, jedenfalls in manchen Kreisen – die katholische Kirche zum Beispiel lehnte den neu erwachten Forschergeist damals ab. Ermutigt durch bahnbrechende wissenschaftliche Erfolge in der Renaissance durch Forscher wie Kopernikus oder Galilei, begann die Wissenschaft allmählich, auch das Bürgertum zu erreichen und die Sicht der Gesellschaft auf die Welt zu verändern. Zwar führt das lyrische Ich zuerst die Götter als Ursache der sich ständig ändernden Situationen, in denen sich die Menschen befinden, heran, doch zeigt sein Vergleich mit dem Wechsel der Tageszeiten doch ein gewisses Interesse an den Regelmäßigkeiten der Natur. Der langsam erwachende moderne Zeitgeist lässt sich in seinem Gedicht deshalb zumindest erahnen.

Die vierte Strophe ist schließlich der Rat, wie man sich zu verhalten habe, um fröhlich zu sein. „Unterdessen sei der Deine!“ (S. 4 V. 1), rät er, also verstelle dich nicht, sei so, wie du bist. Vor allem meint er damit, dass man seiner Laune und seinen Leidenschaften nachgehen soll. Auf diesen Lehrsatz folgt die Forderung, die Enthaltensamkeit zu überwinden: „Brich nicht ab der ersten Kost,/ Labe dich mit altem Weine/ Und versuch den jungen Most!“ (S. 4 V. 2-4)

Feste, Bankette, gutes Essen und Wein galten schon im Barock (und weit davor!) als Genüsse, die das Leben lebenswerter machten. Im Barock nun sind sie die Mittel, die das Voranschreiten der Zeit vergessen machen und auch die Äußerung purer Lebenslust. Enthaltensamkeit ist nur unvernünftig, wenn alles vergänglich ist, denn wieso sollte man sich in der Zeit, die man noch hat, selbst beschränken? Das Leben soll nach Möglichkeit ein Fest sein, um es optimal zu nutzen. Nachdenklichkeit, Reflexion sowie kritische Betrachtung des Exzesses (= Ausschweifung) waren meist bei Hofe nicht erwünscht. Alles, was traurig machte oder die Ordnung der Welt zu sehr in Frage stellte, war bei vielen verpönt. Dabei muss beachtet werden, dass das *memento mori* ebenfalls ein wichtiger Bestandteil des zweigesichtigen Barock war. Auf der einen Seite gab es die bedenkenlose Freude zu leben, auf der anderen Seite den Gedanken der allumfassenden Vergänglichkeit und Sinnlosigkeit des Lebens. Doch genau deshalb sollte der Tag fröhlich genutzt werden. Festivitäten hatten deshalb ausschweifenden Charakter und sollten in erster Linie vom Alltag und der Trauer ablenken. Das Ignorieren trauriger Dinge spiegelt sich auch in der Musik wider, die man zu Hofe hauptsächlich hörte. „Euridice, eine der ersten Opern und die älteste erhaltene, endet mit dem fröhlichen Zusammenkommen des Sängers Orpheus mit seiner geliebten Eurydike. In der griechischen Sage, die dieser Oper zugrunde liegt, endet Orpheus' Ausflug in die Unterwelt gänzlich anders, nämlich mit der endgültigen Trennung von seiner Geliebten und dessen Tod. Man wollte nicht an das Elend des Alltags erinnert werden.

Das lyrische Ich rät also barocktypisch, sich für einen Moment zu vergessen, das Essen und den Wein zu genießen – ein Fest nach römischer Tradition. Hier zeigt sich zudem ein deutlicher Einfluss durch italienische und französische Kultur, denn die Kunst und Kultur beider Länder hatte eine Art Vorbildfunktion für das höfische Leben Mitteleuropas inne.

Um wirklich befreit von allen Sorgen zu sein, darf man sich nicht selbst beschränken. Ein Alkoholrausch ist deshalb nicht verpönt, das lyrische Ich fordert sogar zu einem solchen auf (vgl. S. 4 V. 5). Man soll also trinken, ohne an die Konsequenzen zu denken. Die Zeit des Festes soll so ausgenutzt werden, bevor man geht (vgl. S. 4 V. 6). Der Rausch ist der Gegner der Vergänglichkeit, jedenfalls kann man durch ihn diese ignorieren.

Paul Flemings Gedicht „An einen Freund“ (wobei besagter Freund wohl der Leser des Gedichts ist) greift das meiste dessen auf, was das künstlerische und kulturelle Leben des Barock ausmachte. Als Plädoyer für das *carpe diem* bezieht es sich ebenfalls auf das *memento mori*, doch ist „An einen Freund“ in erster Linie eine Art Lehrgedicht, eine Anleitung zum guten Leben. Der Leser soll den freundschaftlichen Rat befolgen, seine Sorgen vergessen und den Tag durch Genuss nutzen. Diese Botschaft unterstützt Fleming mit einem fröhlichen Rhythmus. Auch wenn das völlige Vernachlässigen von ernsten Dingen und der dargestellte Exzess aus heutiger Sicht unvernünftig erscheinen, so gilt es nun vor allem für die Jugend, „ganz der Seine“ zu sein und für einen Moment den Lauf der Zeit zu vergessen.